

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 17. | Bromberg, den 21. Januar | 1928.

Die Reisemädels.

Roman von **Hermann Lint.**

Guido hatte ganz sacht ihre Hand ergriffen.

„Lassen Sie diese seltsame Bekanntschaft nicht wieder zerflattern“, sagte er sehr sanft, fast etwas flehentlich.

„Wir sind doch beide gebunden . . .“, hatte sie zitternd geantwortet.

„Sind Sie verlobt?“ hatte er so spontan gefragt, wie jemand, der sich ohne Rücksicht auf den Eindruck seiner Worte einer Sache um jeden Preis vergewissern will.

„Ich sagte Ihnen doch . . .“, erwiderte sie leise, „meine Freundinnen . . . Wir dürfen uns hier nicht wiedersehen .. Niemand darf es erfahren . . . Und die Heimlichkeit schon verstößt gegen ein Versprechen, an das ich mich gebunden fühle . . .“

Er sah zu Boden.

Sie fuhr nach einer kleinen Weile fort:

„Und Sie . . . auch Sie sind gebunden . . . Gebunden durch das, was Sie mir vorgestern über den Zweck Ihrer Reise sagten.“

Da lächelte Guido. Merkwürdig, dachte sie eine Sekunde lang und sah ihn an, als ob sie sich vergewissern müßte, ob er tatsächlich lächele. Er wurde wieder etwas ernster:

„Sie kennen ja diesen Zweck noch gar nicht“, sagte er jetzt gelassen. „Ich sagte ja nur, daß ich einer Frau nachreise, die ich kenne und die mich nicht kennt . . . Aber mehr habe ich nicht gesagt, wenn Sie auch vielleicht etwas ganz anderes aus meinen Worten herausgelesen haben . . .!“

Beate sah zu Boden. Ob er sich seinen früheren Andeutungen zu entziehen suchte? Es kam ihr in diesem Augenblicke vor, als ob sie dadurch, daß sie jenes „Phantom“ berührt hatte, die Stimmung zerrissen habe die eben noch zwischen ihnen vibriert hatte. Warum verdächtigte sie ihn? Warum hatte sie angedeutet, daß er mit einer unverkennbaren Zuneigung zu ihr vielleicht einem Vorsatz Unrecht tat? Und obschon sie sich selbst über diese Bemerkung ärgerte, fand sie nicht den Mut, dieselbe wieder gutzumachen. Es ist eben bei Gesprächen, die zwischen Menschen geführt werden, die ein Liebesgefühl in seinen ersten schüchternen Anläufen empfinden, ein jedes Wort wie eine Hand, deren leichtes Streicheln wohl tun kann. Aber es muß ein sanftes, zaghaftes, kaum bewußtes Streicheln sein. Nun waren ihr die Worte, die sie beim Absteigen gewechselt und deren Tonfall schon die Klangfarbe einer freieren Vertraulichkeit gehabt hatten, entflogen. Sie sagte ziemlich hastig und lebhaft:

„Wir dürfen uns nicht wiedersehen . . . Vielleicht später einmal, in Deutschland, wenn Sie dann noch an mich denken sollten . . .“

Und mit einer Bestimmtheit, der er sich nicht entziehen konnte, hatte sie zu anderen Themen übergegriffen, bis sie unten am Kai, dem Lungo Lario di Levante, angelangt waren.

Jetzt überfielen sie Gedanken über Gedanken. War es nicht kleinlich, daß sie so gehandelt hatte?

Was war denn schließlich daran so Unrecht, wenn sie sich trafen? Liebte sie ihn? Sie hielt die Augen fest geschlossen. Sie glaubte zu spüren, wie er wieder beim Abschied ihre Hand ergriff und sie mit einem leichten Ruck an seine Lippen führte. Ja, sie liebte ihn. Sie konnte diese ganze Begebenheit wenden, wie sie wollte, dieser Mann hatte sie mit einer Gewalt ergriffen, die über ihre Kräfte ging. Sie liebte ihn, diesen großen, jungenhaften, fast etwas tolpatschigen Mann, der über seine eigenen Einfälle und Launen spottete und wiederum so ernsthaft an sich herumdebattieren konnte. Sie liebte seine Gesten und Redensarten, die so übersprühend von Leben und Draufgängertum waren.

„Wissen Sie,“ hatte er oben auf der Terrasse gesagt, „wenn ich mich so richtig ausräsonieren darf, dann fühle ich mich erst obenauf. Das ist auch eine meiner Verrücktheiten . . .“

Und dann hatte er losgeredet von dem alten Treller und seinen ehrgeizigen Marotten, von seinem Gutsverwalter, der ein Hornvieh sei, von der Widerlichkeit seines Onkels Sebastian Treller, der während der Inflationszeit an Guttapercha ein Vermögen erworben hatte, zwei Schlösser, drei Autos und zwanzig Dienstboten habe und dabei nicht richtig Deutsch reden könne, weil er ursprünglich der „verlorene“ Sohn der Familie gewesen war, der „jüngste“ Bruder, den sein Vater, als er gar nichts mehr mit ihm anzufangen wußte, als gewöhnlichen Arbeiter in eine Fabrik gesteckt hatte.

„Ich sehne mich danach, mit Menschen zu verkehren, die von dieser entsetzlichen Zeit noch unbetroffen sind . . . Ich möchte mit meinem Gelde Menschen eine Freude machen, die noch Sehnsucht im Herzen haben und nicht nur Heißhunger nach Mehrverdienen . . .“ Und er war wieder auf Dinge gekommen, die sehr weit vom Räsonieren ablagen, in allerlei Gespräche über die Welt, die auch ihr am nächsten lag.

Warum hatte sie so zäh an jener Zusage festgehalten, deren Sinn sie gar nicht kannte und die sie beim Antritt der Reise gemacht hatte, ohne je zu ahnen, was sie bedeuten konnte? War es irgendein Trotz, ein unberechenbarer Eigensinn gewesen, daß sie ihm jede weitere Zusammenkunft verweigerte? Und wäre es nicht möglich gewesen, irgendeinen Ausweg zu finden, anstatt den Faden vielleicht auf immer zu zerschneiden?

Sie war so fest in dieses Hin und Her von quälenden Gedanken gesunken, daß sie kaum bemerkte, wie Erika und Hanna in das Zimmer traten. Erst als sie neben dem Sofa standen, spürte sie ihre Nähe. Nur jetzt nicht reden müssen, dachte sie und hielt die Augen geschlossen, als ob sie schliefe. Sie fühlte, wie eines der Mädel einen großen Blumenstrauß auf die Decke legte, die sie über sich geworfen hatte. Als die Türe wieder geschlossen wurde, sah sie auf. Blühende Zweige von Rot- und Weißdorn und violetten Glyzinien und Klematis waren es.

Sie richtete sich auf und sah auf die Blüten. Und es war ihr, als ob ein paar zaghafte Tränen auf die Dolden fielen.

9.

Mit dieser ersten Wolke, die über Beates Reiseglück zog, schien auch der wirkliche Himmel sich für einige Zeit zu verdunkeln.

Schon am Abend hatte Erika, als sie beisammen ihr Abendbrot aßen, vermeldet, daß sie in einem süddeutschen Blatte etwas von kommenden Depressionen, Tiefdruckgebieten und Störungen um Island gelesen habe, die bald ganz Europa überstreichen würden.

„Wenn nur unser Frühlingsfest nicht verregnet . . .!“ rief Hanna aus.

Dieses Frühlingsfest, durch große Plakate karnevalmäßig an allen Mauern angeschlagen, sollte in drei Tagen

stattfinden, und die Mädels hatten beschlossen, es mitzumachen, um, wie Hanna sagte, mal einen „italienischen Rummel" zu erleben. Die Plakate brachten nicht nur Notizen über ein Brillantfeuerwerk, sondern enthielten auch in hochtrabenden, beteuernden Anpreisungen Worte, die einen großen Tanz, ein Kabarett, eine Tombola und anderes „Rummelhafte" versprachen. Hanna war ganz begeistert von den zu erwartenden Genüssen.

„Wenn ich nur das Kleid mitgenommen hätte, das vor zwei Jahren in Swinemünde solches Aufsehen erregte", jammerte sie. „Ich habe es mir mit Crepe Marocain und neuen Agraffen umgeändert, einfach blendend, sage ich euch . . ."

Und besorgt sah sie am nächsten Tage nach dem verschleierten Himmel, der bereits ein leichtes Geriesel herabsandte.

War nun Beate froh, daß es so gekommen war? Sie wußte sich selbst darauf keine Antwort. Aber vielleicht war es schon bezeichnend, daß sie überhaupt und mehrere Male sich diese Frage stellte. Sie hatte jedenfalls die bestimmte Meinung, daß der Mann, den sie ja gerade seiner Impulse wegen liebte, bei schönem Wetter genau so unvermittelt wieder in Brunate vor ihr gestanden haben würde, wie das letzte mal. Also war es vielleicht besser, daß es regnete . . . Aber das Bild blieb liegen . . . und im Grunde genommen wäre es ihr behaglicher gewesen, wenn der Abschied, den sie Herrn von Treller-Els gegeben hatte, nicht durch das schlechte Wetter noch ein Definitivum bekommen hätte und eine Unwiederbringlichkeit geworden wäre . . .

Junge Mädchen, in der Lage, in der sich jetzt Beate befand, lieben keine haarscharfen Entscheidungen, sie ziehen es vor, das ihnen selbst noch Unklare in der Schwebe zu lassen . . . sie finden es bequemer, in Zweifelsfällen nicht alle Brücken abzubrechen, auch wenn sie sehr energische Worte gebrauchen.

War Herr von Treller-Els überhaupt in Como?

Hatte ihn nicht das schlechte Wetter vertrieben?

Jagte er nicht schon wieder dem „Phantom" nach, an dessen „Existenz" doch nicht zu zweifeln war?

Hanna brachte am dritten Tage dieses langweiligen, die ganze Landschaft einhüllenden Regens, ohne es zu ahnen, eine Botschaft.

„Ich habe den „Jüngling" von der Drahtseilbahn gesehen . . .", sagte sie, als sie von einem kleinen Bummel durch die Stadt zurückkehrte. „Er scheint sich furchtbar zu langweilen. An fast jedem Geschäft blieb er stehen. Aber ein fabelhaft schicker Mann ist er, er hat einen ganz modernen Burburry-Mantel an . . . genau wie mein Vetter Peter Rabe, der sieht auch immer am elegantesten aus, wenn es regnet . . ."

Erika sah von dem Schreibtisch auf und unterbrach für einen Augenblick einen Bericht für Justizrat von Loschbeck, für den sie gerade an der Reihe war. Sie mußte lächeln. Und weil sie Hanna irgendetwas zurief, achtete keiner von ihnen, wie Beate die Röte ins Gesicht geschossen war.

Er war also hier geblieben? Warum war er hier geblieben? Wartete er auf das gute Wetter, um sie noch einmal zu sehen? Und sie fühlte sich jetzt so besiegt von den Tagen der Trennung, die sie sich ja eigentlich selbst auferlegt hatte, daß sie Erika, die sich etwas auf ihre Wetterkunst zugute tat, bat, doch nachzusehen, ob das Tiefdruckgebiet und die Störungen um Island und die orkanartigen Böen im Atlantischen Ozean nicht schon soweit abgezogen seien, daß man auch für Como auf besseres Wetter hoffen durfte.

Um zwei Tage war das Frühlingsfest verschoben worden und wirklich nach den unablässigen Güssen der letzten vier Tage schien es sich am fünften aufzuhellen.

Das Fest fand also wirklich statt. Etwas abseits der Stadt in einem sogenannten „Kasino", das in einem großen terrassenförmigen und von vielen kleinen Bergwegen und Laubengängen unterbrochenen Parke lag.

Der Anfang war — wie immer in Italien — etwas spät, gegen halb zehn Uhr und vollzog sich zunächst in einem großen Saal, dessen Bühne allerlei Überraschungen bringen sollte. Solche italienischen Festlichkeiten, an denen der gutbürgerliche Teil der Gesellschaft seinen Anteil hat, sind nicht ohne eine südländische Selbstbetätigung der Gäste denkbar. Diese zeigt sich zunächst in der Art, wie Unruhe bekundet wird. Unruhe — das bedeutet diesem Volk Zerstreuung, Vergnügen. Man macht also zunächst einmal Unruhe, indem man nach dem „Vorhang" schreit: Anfangen, Anfangen . . . das bedeutet ein Johlen, Pfeifen, Trampeln.

„Capella avanti . . ." schrie ein junger Bursche von der Galerie hinab und andere stimmten sofort in den Schlachtruf ein: „Capella avanti." Und sie warfen kleine Papierschiffchen in das Parkett hinunter, bis die „Kapelle" wirklich „anfing".

Nach einem von zwei Geigern, ein paar Hornisten und einem in Abständen von etwa zwanzig Sekunden regelmäßig mit einem Paukenwirbel einhauenden Trommler ausgeführten Jubelmarsch, der einen Beifallssturm auslöste, ging ein kleines Stück in Szene, von dem die Mädels kaum einen Satz verstanden, dessen Inhalt aber ohne weiteres erfaßbar war. Ein junger Mann, der ein Mädchen vergeblich liebt, verkleidet sich als Interpret, um bei dieser Gelegenheit die Angebetete — mit leider sehr unvorteilhaften Goldzähnen und einer schrill-italienischen Stimme — im Hotel aufsuchen und schließlich entführen zu können. Die Mädels lachten wohl über diesen und den nachfolgenden kabarettistischen Bühnenscherz, aber sie hätten wahrscheinlich etwas enttäuscht dieses Galafest der Comoenser verlassen, wenn nicht der Tanz, der im Freien stattfinden sollte, gelockt hätte.

Gegen zehn Uhr begann dieses Hüpfen und gegen elf Uhr sollte das Feuerwerk seinen Anfang nehmen.

Als sich gerade Erika und Hanna zu einem mit fast antiquarisch anmutender Unmodernität gespielten Twostep im „Kreise wiegten" — beobachtete Beate, wie der Kellner, der ihnen zuvor etwas Limonade gebracht hatte, sich ihr zu nähern suchte. Man sah es seinen Augen, diesen verschmitzten italienischen Augen, an, daß er durch die Menge der zuschauenden Mütter und Verwandten die junge deutsche Signorina zu erreichen suchte. Jetzt war er dicht an sie herangetreten und flüsterte etwas.

Noch ehe sie sich's versah, hatte er ihr einen kleinen Zettel in die Hand gedrückt.

Sie entfaltete denselben und las in schnell hingeworfener Bleistiftschrift:

„Ich möchte Sie noch einmal sprechen. Seien Sie sicher, das letzte Mal, wenn Sie es nicht anders wollen. Geben Sie mir dazu Gelegenheit, indem Sie mich oberhalb des Feuerwerks treffen. Guido v. T.-E."

Beate war froh, daß der Twostep gerade aufhörte und sie gezwungen war, ihre Erregung zu verbergen.

Aber das gelang ihr doch so wenig, daß Erika nach einer Weile zu ihr sagte:

„Bist du müde, Beate . . . oder was ist dir?"

Da sagte Beate, entschlossen, was zu tun, was ihr zwar durchaus nicht richtig erscheinen wollte:

„Ich habe mich heute ein wenig erkältet und möchte euch bitten, das Feuerwerk allein anzusehen. Ihr wißt, daß ich wirklich gerne bliebe . . . Aber, wenn morgen ein schöner Tag kommt, dann möchte ich wieder frisch und mobil sein, um mein Bild zu beenden . . ."

Sie mußte die Mädels mit allerlei guten Worten überreden, nicht mit ihr zu gehen und schließlich half nur die Drohung, daß sie eben dann trotz ihrer Erkältung bleiben wolle, wenn man sie nicht allein zurückfahren ließe. Da willigten die anderen beiden ein, das Feuerwerk allein abzuwarten.

Beate warf sich ihren Mantel über und verschwand in der Dunkelheit. Oberhalb des Gartens sah man im Scheine einer grünlichen Laterne die Stangen und Vorbereitungen zum Feuerwerk. Aber noch ehe sie diesen und den darüber gelegenen Punkt erreicht hatte, trat Guido von Treller-Els von einem der Seitenwege zu ihr her.

Er ergriff sogleich ihre Hand und sagte:

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind . . . Ich weiß, daß es Ihnen nicht leicht geworden ist . . ."

Sie gingen schweigend einen der Seitenwege hinan und hatten bald die Stelle, an der das Feuerwerk vorbereitet wurde, unter sich.

„Ich muß Sie noch einmal sprechen, Beate . . ." sagte Guido von Treller-Els, und er sagte das mit einem solchen Ernste, daß sie es nicht wagte, ihm den Gebrauch ihres Vornamens zu verweigern. „Sie haben mich wahrscheinlich für etwas sonderbar gehalten und meine eigenen Bekenntnisse haben diese Anschauung bei Ihnen verstärkt. Aber so verrückte Einfälle ich leider von Zeit zu Zeit habe — Sie dürfen dieses Erleben zwischen uns beiden nicht als einen solchen deuten. Lassen Sie mich Ihnen ohne Umschweife sagen, was ich Ihnen heute abend sagen wollte . . . Oder vielmehr lassen Sie es mich nicht sagen, sondern sagen Sie mir, daß Sie es schon wissen . . ."

Er hatte ganz sacht ihre Hand ergriffen, und da sie dieselbe nicht fortzog, völlig versteinert durch die Plötzlichkeit dieses Bekenntnis, hielt er sie fest und senkte seine Lippen auf sie herab.

Beate fuhr zusammen.

„Es geht nicht . . ." stammelte sie. „Es darf hier nicht sein . . ."

Da leuchtete Guido auf. Er spürte an ihren Worten, an ihrer Haltung, an dieser wundervollen scheuen Nachgiebigkeit des jungen Mädchens, daß er über ihre Gefühle keinen Zweifel mehr zu hegen brauchte.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(38. Fortsetzung.)

4.

O Burg, von Geistern tapfrer Ahnen,
Die tatenfreudig hier gelebt,
Und wackrer Fürsten Ruhm umschwebt,
O, keren Bild mit frommem Mahnen,
Sich in des Nahen Bilder webt!

Ph. Conz.

Das alte Schloß zu Stuttgart hatte damals, als es Georg von Sturmfeder am Morgen nach des Herzogs Einzug beschaute, nicht ganz die Gestalt, wie es noch in unseren Tagen zu sehen ist, denn dieses Gebäude wurde erst von Ulerichs Sohn, Herzog Christoph, aufgeführt. Das Schloß der alten Herzoge von Württemberg stand übrigens an derselben Stelle und war in Plan und Ausführung nicht sehr verschieden von Christophs Werk, nur daß es zum größten Teil aus Holz gebaut war. Es war umgeben von breiten und tiefen Gräben, über welche eine Brücke in die Stadt führte. Ein großer, schöner Vorplatz diente in früheren Zeiten dem fröhlichen Hofe Ulerichs zum Tummelplatz für ritterliche Spiele, und mancher Ritter wurde von des Herzogs eigener gewalitiger Hand in den Sand geworfen. Die Zeichen dieses ritterlichen Sinnes sprachen sich auch in anderen Teilen des Gebäudes aus. Die Halle im unteren Teile des Schlosses war hoch und gewölbt wie eine Kirche, daß die Ritter in dieser „Tyrnitz“ bei Regentagen fechten und Speere werfen und sogar die ungeheuren Lanzen ungehindert darin handhaben konnten. Von der Größe dieser fürstlichen Halle zeugt die Aussage der Chronisten, daß man bei feierlichen Gelegenheiten dort oft zwei- bis dreihundert Tische gedeckt habe. Von da führte eine steinerne Treppe aufwärts, so breit, daß zwei Reiter nebeneinander hinaufreiten konnten. Dieser großartigen Einrichtung des Schlosses entsprach die Pracht der Zimmer, der Glanz des Rittersaales und die reichen, breiten Galerien, die zum Tanz und Spiele eingerichtet waren.

Georg maß mit staunendem Auge diese verschwenderische Pracht der Hofburg. Er verglich den kleinen Sitz seiner Ahnen mit diesen Hallen, diesen Höfen, diesen Sälen; wie klein und gering kam er ihm vor! Er erinnerte sich der Sage von der glänzenden Hofhaltung Ulerichs, von seiner prachtvollen Hochzeit, wo er in diesem Schloß siebentausend Gäste aus allen Teilen des deutschen Reiches speiste und tränkte, wo in dem hohen Gewölbe der Tyrnitz und in dem weiten Schloßhofe einen ganzen Monat lang Ritterspiel und Gelage gehalten wurden und, wenn der Abend einbrach, hundert Grafen, Ritter und Edelleute mit Hunderten der schönsten Damen in jenen Sälen und Galerien tanzten. Er blickte hinab in den herrlichen Schloßgarten, das Paradies genannt. Seine Phantasie bevölkerte diese Lustgehege und Gänge mit jenem fröhlichen Gewimmel des fröhlichen Hofes, mit den Heldengestalten der Ritter, mit den festlich geputzten Fräulein, mit allem Jubel und Sang, der einst hier erscholl. Aber wie öde und leer deuchten ihm diese Mauern und Gärten, wenn er die Gegenwart mit den Bildern seiner Phantasie verglich. Die Gäste der Hochzeit, der glänzende, lustige Hof ist verschwunden, sprach er zu sich, die fürstliche Gemahlin ist entflohen, der glänzende Frauenkreis, der sie einst umgab, hat sich zerstreut, die Ritter und Grafen, die einst hier schmausten und ein reiches Leben voll Spiel und Tanz verlebten, sind von dem Fürsten abgefallen, die zarten Sprossen seiner Ehe sind in fernen Landen — er selbst sitzt einsam in dieser herrlichen Burg, brütet Rache an seinen Feinden und weiß nicht, wie lange er nur in dem Hause seiner Väter bleiben wird. Ob nicht aufs neue seine Feinde noch mächtiger heranziehen, ob er nicht noch unglücklicher wird als je zuvor!

Vergebens strebte der Jüngling, diese trüben Gedanken, welche der Widerspruch der Pracht seiner Umgebungen mit dem Unglück des Herzogs in ihm erweckt hatte, zu unterdrücken. Vergebens rief er das Bild jenes holden Wesens herauf, das er jetzt bald auf ewig sein nennen durfte, vergebens malte er sich sein häusliches Glück an ihrer Seite mit den lockendsten, reizendsten Farben aus, — jene trüben Bilder kehrten immer wieder. Sei es, daß jener Mann durch die Erhabenheit, die er im Unglück gezeigt hatte, einen so großen Raum in der Brust des Jünglings gewonnen hatte, sei es, daß ihn die Natur in einzelnen Augenblicken mit einem unwillkürlichen Gefühl der Ahnung begabte, er blieb sinnend und ernst, und es war ihm, als sei der Herzog nichts weniger als glücklich, als müsse er ihn vor irgend einem drohenden Unglück warnen.

„So überaus ernst, junger Herr?“ fragte eine heisere Stimme hinter ihm und weckte ihn aus seinen Gedanken. „Ich dächte doch. Georg von Sturmfeder hätte alle Ursache, heiter und guter Dinge zu sein!“

Der junge Mann wandte sich verwundert um und schaute herab — auf den Kanzler Ambrosius Volland. War ihm dieser Mann schon gestern durch seine widrige Freundlichkeit, durch sein katerhaftes, schleichendes Wesen unangenehm aufgefallen, so war dies heute noch mehr der Fall, da der Kanzler durch überladenen Putz seine Mißgestalt noch mehr herausgehoben hatte. Sein dunkelgelbes, verwittertes Antlitz, mit dem ewigen, stehenden Lächeln, die grünen Äuglein unter den langen grauen Wimpern, die roten entzündeten Ränder der Augenlider, der dünne Katzenbart stachen grell ab gegen ein rotes Barett von Samt und gegen einen Mantel von hellgelber Seide, der über den Höcker des kleinen Mannes hinabfloß. Unter diesem trug er einen grasgrünen Anzug, rosenrot ausgeschlitzt, und rosenrote Kniebänder mit ungeheuren Maschen. Sein Kopf stak in den Schultern, und das rote Barett stieß hinten sogleich auf den Höcker auf. Der Scharfrichter von Stuttgart pflegte daher zu sagen, unter allen Menschen, die er kenne sei niemand schwerer zu köpfen als der Kanzler Ambrosius Volland.

Dieser Mann war es, der an Georg von Sturmfeder mit süßem Lächeln hinaufsah und, da ihn dieser noch immer anstarrte, zu sprechen fortfuhr: „Ihr kennet mich vielleicht nicht, wertgeschätzter junger Freund, ich bin aber Ambrosius Volland, Sr. Durchlaucht Kanzler. Ich komme, um Euch einen guten Morgen zu wünschen.“

„Ich danke Euch, Herr Kanzler. Viele Ehre für mich, wenn Ihr Euch deswegen her bemühtet.“

„Ehre, wem Ehre gebühret! Ihr seid der Ausbund und die Krone unserer jungen Ritterschaft! Ja, wer meinem Herrn so treu beigestanden ist in aller Not und Fährlichkeit, der hat Anspruch auf meinen innigsten Dank und meine absonderliche Verehrung.“

„Ihr hättet das wohlfeiler haben können, wenn Ihr mitgezogen wäret nach Mömpelgard,“ erwiderte Georg, den die Lobsprüche dieses Mannes beleidigten. „Treue muß man nie loben, eher Untreue schelten.“

Einen Augenblick blitzte ein Strahl des Zornes aus den grünen Augen des Kanzlers aber er faßte sich schnell wieder zur alten Freundlichkeit. „Jawohl, das mein' ich auch. Was mich betrifft, so lag ich am Zipperlein hart darnieder und konnte also nicht wohl nach Mömpelgard reisen. Werde aber jetzt mit meinem kleinen Licht, das mir der Himmel verliehen, dem Herrn desto tätlicher zur Hand gehen.“

Er hielt einen Augenblick inne und schien Antwort zu erwarten. Aber der Jüngling schwieg und maß ihn nur hin und wieder mit einem Blick, den er nicht ertragen konnte. „Nun, Euch wird die Freude erst recht angehen. Der Herzog hält erstaunlich viel auf Euch! Natürlich, Ihr verdient es auch im höchsten Grad, und der Herzog hat seinen Liebling gut gewählt. Wollet doch erlauben, daß Ambrosius Volland Euch auch eine kleine Erkenntlichkeit zeige. Seid Ihr Freund von schönen Waffen? Kommet in meine Behausung auf dem Markt, wählet Euch aus meiner Armatur, was Euch beliebt. Vielleicht dienen Euch schöne Bücher, habe einen ganzen Kasten voll; wählet Euch aus, was Ihr wollet, wie es unter Freunden gebräuchlich. Esset auch zuweilen bei mir zu Mittag, meine Base, ein feines Kind von siebzehn Jahren, hält mir Haus. Sehet ihr nur, hi, hi, hi — sehet ihr nur nicht zu tief in die Augen.“

„Seid ohne Sorgen, bin schon versehen.“

„So? Ei, das ist recht christlich gedacht; das muß ich loben. Man trifft solchen wackern Sinn nicht immer unter unserer heutigen Jugend. Ich sagte es ja gleich, der Sturmfeder, das ist ein Ausbund von Tugenden. Nun, was ich noch sagen wollte, wir sind bis jetzt so miteinander die einzigen von des Herzogs Hofstaat; stehen wir zusammen, so werden nur Leute aufgenommen, die wir wollen. Verstehet mich schon, hi, hi, eine Hand wäscht die andere. Darüber läßt sich noch sprechen. Ihr beehret mich doch zuweilen mit einem Besuche?“

„Wenn es meine Zeit erlauben wird, Herr Kanzler.“

„Würde mich gerne noch länger bei Euch aufhalten, denn in Eurer Gegenwart ist mir ganz wohl ums Herz; muß aber jetzt zum Herrn. Er will heute früh Gericht halten über die zwei Gefangenen, die gestern nacht das Volk aufwiegeln wollten. Wird was geben, der Beltle ist schon bestellt.“

„Der Beltler?“ fragte Georg, „wer ist er?“

„Das ist der Scharfrichter, wertgeschätzter junger Freund.“

„Ich bitte Euch! der Herzog wird doch nicht den ersten Tag seiner neuen Regierung mit Blut beflecken wollen!“

Der Kanzler lächelte greulich und antwortete: „Was das wieder Eurem fürtrefflichen Herzen Ehre macht; aber

zum Blutrichter taugt Ihr nicht. Man muß ein Exempel statuieren. Der eine," fuhr er mit zarter Stimme fort, „der eine wird geköpft, weil er von Adel ist, der andere wird gehängt. Behüt' Euch Gott, Lieber!"

So sprach der Kanzler Ambrosius Volland und ging mit leisen Schritten die Galerie entlang den Gemächern des Herzogs zu. Georg sah ihm mit düsteren Blicken nach. Er hatte gehört, daß dieser Mann früher durch seine Klugheit, vielleicht auch durch unerlaubte Künste großen Einfluß auf Ulerich gewonnen hatte. Er hatte den Herzog selbst oft mit großer Achtung von der Staatsklugheit dieses Mannes sprechen hören. Aber, er wußte nicht warum, er fürchtete für den Herzog, wenn er sich dem Kanzler vertraue, er glaubte Tücke und Falschheit in seinen Augen gelesen zu haben.

Er sah gerade den Höcker und den wehenden gelben Mantel um die Ecke schweben, als eine Stimme neben ihm flüsterte: „Trauet dem Gelben nicht!" Es war der Pfeifer von Hardt, der sich unbemerkt an seine Seite gestellt hatte

„Wie? Bist du es, Hans?" rief Georg, und bot ihm freundlich die Hand: „Kommst du ins Schloß, uns zu besuchen? Das ist schön von dir, bist mir wahrhaftig lieber als der mit dem Höcker. Aber was wolltest du mit dem Gelben, dem ich nicht trauen solle?"

„Das ist eben der mit dem Höcker, der Kanzler, der ist ein falscher Mann. Ich habe auch den Herzog verwarnt, er soll nicht alles tun, was er ihm rät; aber er wurde zornig, und — es mag wahr sein, was er sagte."

„Was sagte er denn? Hast du ihn heute schon gesprochen?"

„Ich kam, um mich zu verabschieden, denn ich gehe wieder heim nach Hardt, zu Weib und Kind. Der Herr war erst gerührt und erinnerte sich an die Tage seiner Flucht und sagte, ich solle mir eine Gnade ausbitten. Ich aber habe keine verdient, denn was ich getan, ist eine alte Schuld die ich abgetragen. Da sagte ich, weil ich nichts anderes wußte, er solle mich meinen Fuchs frei schießen lassen und es nicht strafen als Jagdfrevel. Des lachte er und sprach: das könne ich tun, das sei aber keine Gnade; ich solle weiter bitten. Da faßte ich ein Herz und antwortete: „Nun, so bitt' ich, Ihr möget dem schlauen Kanzler nicht allzuviel trauen und folgen. Denn ich meine, wenn ich ihn sehe, er meint es falsch."

„So geht es mir gerade auch", rief Georg. „Es ist, als wolle er mir die Seele ausspionieren mit den grünen Augen, und ich wette, er meint es falsch. Aber was gibt dir der Herzog zur Antwort?"

„Das verstehst du nicht, sagte er und wurde böse. In Klüften und Höhlen magst du wohl bewandert sein, aber im Regiment kennt der Kanzler die Schliche besser als du. Kann sein, ich habe unrecht, und es soll mir lieb sein um den Herzog. Nun lebet wohl, Junker, Gott sei mit Euch! Amen."

„Und wolltest du also gehen? Wolltest nicht noch zu meiner Hochzeit bleiben? Ich erwarte den Vater und das Fräulein heute. Bleibe noch ein paar Tage. Du warst so oft der Liebesbote und darfst uns nicht fehlen!"

„Was soll so ein geringer Mann wie ich bei der Hochzeit eines Ritters? Zwar könnte ich mich hinaufsetzen zu den Spielleuten, und auch eines aufspielen zum Ehrentanz, aber das tun andere so gut als ich, und mein Haus verlangt nach mir."

„Nun, so lebe wohl! Grüße mir dein Weib und Bärbele, dein schmuckes Töchterlein, und besuche uns fleißig auf Lichtenstein. Gott sei mit dir!"

Dem Jüngling hing eine Träne im Auge, als er dem Bauer die Hand zum Abschied bot, denn er hatte in ihm einen kräftigen, biederen Mann, einen treuen Diener seines Fürsten, einen mutigen Genossen in Gefahren und einen heiteren Gesellen im Unglück erkannt. Wohl schwebte ihm noch manche Frage über das geheimnisvolle Walten dieses Mannes, über seine wunderbare Anhänglichkeit an den Herzog auf den Lippen; aber er unterdrückte sie, überwältigt von jener unerklärlichen Macht, von jener natürlichen Größe und Würde, welche den Pfeifer von Hardt auch im unscheinbaren Gewand des Bauers umgab.

„Noch eins!" rief Hans, als er eben nach dem letzten Händedruck des Junkers scheiden wollte. „Wisset Ihr auch, daß Euer ehemaliger Gastfreund und zukünftiger Vetter, Herr von Kraft, hier ist?"

„Der Ratsschreiber? Wie sollt' der hierher kommen? Er ist bündisch!"

„Er ist hier und nicht gerade im anmutigsten Klosett, denn er sitzt gefangen. Gestern abend, als das Volk zusammenlief wegen des Herzogs, soll er für den Bund öffentlich gesprochen haben."

„Gott im Himmel! Das war Dietrich Kraft, der Ratsschreiber? Da muß ich schnell zum Herzog, er richtet schon über ihn, und der Kanzler will ihn köpfen lassen. Gehab' dich wohl.

Mit diesen Worten eilte der Jüngling den Korridor entlang zu den Gemächern des Herzogs. Er war in Mömpelgard zu allen Tageszeiten zum Herzog gegangen, daher machten ihm auch jetzt die Torhüter ehrerbietig Platz. Er trat hastig in das Gemach. Der Herzog sah ihn verwundert und etwas unwillig an, der Kanzler aber hatte das ewige süße Lächeln wie eine Larve vorgehängt.

„Guten Morgen, Sturmfeder!" rief der Herzog, der in einem grünen, goldgestickten Kleide, den grünen Jagdhut auf dem Kopfe, am Tische saß. „Hast du gut geschlafen in meinem Schlosse? Was führt dich schon so früh zu Uns? Wir sind beschäftigt."

(Fortsetzung folgt.)

Wußten Sie es schon?

In Amerika grüßen die Frauen zuerst, um dadurch anzudeuten, daß ein Gegengruß angenehm ist.

*

In den Vereinigten Staaten wird die Ehescheidung in 66 von 100 Fällen von der Frau verlangt, nur in 34 Fällen vom Manne.

*

In Newyork darf nur mit rauchfreier Anthrazitkohle gefeuert werden.

*

Während der letzten fünf Jahre wurden in den Vereinigten Staaten von den Gerichtshöfen 65 000 Ehescheidungen letzter Instanz gefällt, zu deren Aktenaufbewahrung 630 Folianten notwendig sind.

*

Im Staate Utah (Vereinigte Staaten) ist es verboten, öffentlich zu rauchen. In Süd-Karolina (Vereinigte Staaten) ist es verboten, Billard zu spielen.

*

36 Millionen Exemplare von Tageszeitungen werden in den Vereinigten Staaten täglich gekauft, 25 Millionen Sonntagsblätter wöchentlich, 48 Millionen Wochenmagazine, ebenfalls wöchentlich und monatlich 92 Millionen Monatsmagazine.

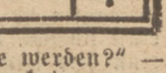
*

Es ist keine Sensation oder Lüge, sondern Tatsache: In einem heute noch bestehenden Gesetz im Staate Idaho (Vereinigte Staaten) wird der Mißbrauch von Arbeitsmaterial, das Faulenzen während der Arbeit, nachlässiges Arbeiten oder unzureichend ausgeführte Arbeit als ein verbrecherischer Akt angesehen und mit Freiheitsstrafen bis zu zehn Jahren bedroht.

*

Unter einem Amokläufer versteht man einen Menschen, der in Raserei verfallen ist und jeden, der ihm in die Quere kommt, mit dem Dolch niederstößt. Dieser krankhafte Zustand findet sich hauptsächlich bei malaiischen Volksstämmen und die davon Betroffenen sind vogelfrei.

Lustige Rundschau



* **Selbstbewußt.** „Wollen Sie die Meine werden?" — „Nein, aber ich werde Ihren guten Geschmack immer zu schätzen wissen."

*

* **Berliner Nachtbild.** „Der Staatsanwalt hat jesagt: „Aujust, wenn du deine Strafe freiwillich und pünktlich antrittst, dann spar'n wa uns den Haftbefehl und et jibt Bewährungsfrist!"" — „Und willste die Strafe antreten?" — „Jewiß, ick hab' ihm jleich die Uhr jeklaut, det ick mir nicht verspäte!"

*

* **Zoologie.** „Sag' mal, Kleiner, wohnt hier nicht im Hause ein Herr Fisch?" — „Ja, im ersten Stock wohnt einer, aber der heißt Hering."

*

* **Bei der Abreise.** Portier: „Ich hoffe, Sie werden mich nicht vergessen, mein Herr?" — Gast: „Nein, ich werde Ihnen einmal schreiben."

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.